

Chuck Palahniuk
Verflucht

Chuck Palahniuk




Roman

Ins Deutsche übertragen
von Werner Schmitz

MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Damned« bei Doubleday,
a division of Random House, Inc., New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Manhattan Bücher erscheinen im Wilhelm
Goldmann Verlag, München, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe

2011 by Chuck Palahniuk

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher

Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München

Umschlaggestaltung: buxdesign, Agentur für Konzeption,

Gestaltung und Produktion, München

Umschlagmotiv: Rodrigo Corral

Redaktion: Heiko Arntz

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-54706-7

www.manhattan-verlag.de

**DAS LEBEN IST KURZ.
DER TOD IST EWIG.**

I.

Bist du da, Satan? Ich bin's, Madison. Ich bin gerade erst hier angekommen, in der Hölle, aber ich kann nichts dafür, außer vielleicht dass ich an einer Überdosis Marihuana gestorben bin. Vielleicht bin ich in der Hölle, weil ich fett bin – eine echt fette Sau. Wenn man in die Hölle kommen kann, weil man zu wenig Selbstachtung hat, dann bin ich deswegen hier. Am liebsten würde ich lügen und dir erzählen, ich bin ein dürres Knochengestell mit blonden Haaren und dicken Titten. Aber glaub mir, ich hab einen verdammt guten Grund, so fett zu sein.

Erst einmal möchte ich mich gern vorstellen.



Wie kommuniziert man am besten das Gefühl, tot zu sein ...

Ja, ich kenne das Wort *kommunizieren*. Ich bin tot, nicht geistesgestört.

Glaubt mir, das mit dem Totsein ist viel einfacher als das mit dem Sterben. Wenn man viel fernsehen kann, ist Totsein ein Klacks. Tatsache: Fernsehen und im Internet surfen sind hervorragende Übungen fürs Totsein.

Der Tod, das ist so ähnlich, wie wenn meine Mom ihr Notebook hochfährt und sich ins Überwachungssystem unseres Hauses in Mazatlán oder Banff einloggt. »Sieh mal«, sagt sie und dreht mir den Bildschirm hin, »es schneit.« Auf dem Monitor sieht man das dezent beleuchtete Innere unseres Hauses in Mailand, das Wohnzimmer,

vor dessen großen Fenstern Schnee niederrieselt, nachdem meine Mom die Strg-, Alt- und W-Tasten gedrückt und per Fernsteuerung sämtliche Vorhänge weit aufgezogen hat. Mit Strg und D dimmt sie die Lampen, und wir beide sitzen in einem Zug oder Mietwagen oder an Bord eines gecharterten Jets und betrachten die schöne Winteraussicht durch die Fenster dieses leeren Hauses auf ihrem Computerbildschirm. Mit Strg und F macht sie Feuer im Gaskamin, und über die Audiomonitoren des Überwachungssystems lauschen wir dem Rieseln des italienischen Schnees und dem Knistern der Flammen. Anschließend schaltet sie auf das System unseres Hauses in Kapstadt um. Und weiter zu unserem Haus in Brentwood. Sie könnte ganz gleich wo sein, sie würde überall den Sonnenuntergang bewundern oder das prächtige Laubwerk, nur nicht dort, wo sie gerade wirklich ist. Bestenfalls ein Bewacher. Schlimmstenfalls ein Voyeur.

Meine Mom schlägt halbe Tage am Computer tot und sieht sich verwaiste, mit Möbeln vollgestellte Zimmer an. Justiert per Fernbedienung die Thermostaten. Macht Lampen aus und reguliert die Lautstärke der Musik in jedem Zimmer. »Um die Einbrecher zu verunsichern«, erklärt sie mir. Sie wechselt von Kamera zu Kamera, beobachtet die somalische Putzfrau, die unser Haus in Paris sauber macht. Über den Monitor gebeugt, seufzt sie: »In London blühen meine Rhododendrons...«

Und hinter dem aufgeschlagenen Wirtschaftsteil der *Times* sagt mein Dad: »Der Plural ist *Rhododendren*.«

Wahrscheinlich kichert meine Mom dann nur und schließt mit Strg und L ein Dienstmädchen in einem drei

Kontinente entfernten Badezimmer ein, weil die Fliesen nicht zufriedenstellend poliert sind. Für sie ist so etwas ein großer Spaß. Die Umgebung beeinflussen, ohne physisch anwesend zu sein. Konsum in Abwesenheit. Als ob ein Hit, den man vor Jahrzehnten aufgenommen hat, noch immer im Kopf eines chinesischen Arbeiters herumschwirrt, den man niemals kennenlernen wird. Es ist Macht, aber eine sinnlose, machtlose Art von Macht.

Auf dem Bildschirm stellt ein Dienstmädchen eine Vase mit frisch geschnittenen Pfingstrosen auf ein Fensterbrett in unserem Haus in Dubai, und meine Mutter, die das per Satellit beobachtet, dreht über ihre Drahtlosverbindung die Aircondition runter, bis es in dem Haus, in diesem einen Zimmer, kalt wie in einem Kühlschrank ist, kalt wie auf einer Skipiste, verpulvert ein Heidengeld für Halogenkohlenwasserstoff und Strom, nur damit ein paar todgeweihte hübsche rosa Blumen im Wert von zehn Dollar vielleicht noch einen Tag länger frisch bleiben.

So ist das, wenn man tot ist. Ja, ich kenne das Wort *Absenz*. Ich bin dreizehn Jahre alt, nicht dumm – und da ich tot bin, ihr Götter, weiß ich sehr genau, was Absenz bedeutet.

Totsein und mit leichtem Gepäck reisen, das ist praktisch dasselbe.

Tot totsein heißt nonstop, rund um die Uhr, dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr ... ewig.

Wie sich das anfühlt, wenn einem alles Blut rausgepumpt wird, wollt ihr bestimmt nicht wissen. Wahrscheinlich hätte ich euch nicht mal erzählen sollen, dass ich tot bin, weil ihr euch jetzt zweifellos schrecklich überlegen

fühlt. Sogar *fette* Leute fühlen sich *toten* Leuten überlegen. Trotzdem, hier kommt sie, die große entsetzliche Beichte. Ich packe aus, ich gestehe. Ich sag, wie es ist. Ich bin tot. So, und jetzt bitte keine dummen Kommentare.

Ja, wir wirken alle ein wenig rätselhaft und lächerlich auf unsere Mitmenschen, aber niemand wirkt so fremd wie ein Toter. Wir können einer Unbekannten verzeihen, wenn sie katholisch oder lesbisch ist, aber nicht, wenn sie sich dem Tod unterwirft. Wir haben was gegen Abtrünnige. Das Sterben erscheint uns als die größte Schwäche überhaupt, schlimmer als Alkoholismus oder Heroinsucht, und in einer Welt, wo man der Faulheit bezichtigt wird, nur weil man sich nicht die Beine rasiert, gilt das Totsein als der ultimative Charakterfehler.

Als ob man vor dem Leben weggelaufen wäre – sich einfach nicht genug Mühe gegeben, sein Potential nicht voll ausgeschöpft hätte. *Du Drückeberger!* Fett und tot sein – das ist wirklich doppeltes Pech.

Nein, fair ist das nicht, aber selbst wenn ich euch leidtun sollte, bildet ihr euch wahrscheinlich verdammt viel drauf ein, dass ihr am Leben seid und grade auf einem Stück von einem armen Tier herumkaut, das das Pech hatte, auf der Nahrungskette unter euch zu stehen. Ich erzähle euch das alles nicht, um euer Mitgefühl zu wecken. Ich bin dreizehn Jahre alt, ich bin ein Mädchen, und ich bin tot. Mein Name ist Madison, und euer dämliches herablassendes Mitgefühl ist das Letzte, was ich brauche. Nein, fair ist das nicht, aber so sind die Leute nun mal. Wenn wir einem anderen zum ersten Mal begegnen, sagt eine heimtückische kleine Stimme in unserem Kopf: »Ich

mag ja eine Brille tragen oder dicke Hüften haben oder ein Mädchen sein, aber wenigstens bin ich weder schwul noch schwarz noch ein Jude.« Soll heißen: Ich mag zwar Ich sein, aber das könnte mir nun wirklich nicht passieren, DU zu sein. Also erwähne ich nur widerstrebend, dass ich tot bin, weil alle sich den Toten so verdammt überlegen fühlen, sogar Mexikaner und Aids-Kranke. Wie damals in der siebten Klasse, als wir in Geschichte von Alexander dem Großen hörten und mich die Frage beschäftigte: »Wenn Alexander so mutig und schlau war und so *groß*... warum ist er dann gestorben?«

Ja, ich kenne das Wort *perfade*.

Sterben ist *der eine große Fehler*, den keiner von uns JEMALS zu machen plant. Daher die Vollkorn-Muffins und Darmspiegelungen. Daher die Vitamintabletten und Pap-Abstriche. Nein, ihr nicht – *ihr werdet niemals sterben* – und deshalb fühlt ihr euch mir alle überlegen. Nur zu, träumt weiter. Schmiert euch mit Sonnencreme ein und tastet euch nach Knötchen ab. Ich will euch bestimmt nicht die Überraschung verderben.

Aber es ist nun mal so, wenn ihr tot seid, werden wahrscheinlich nicht mal Obdachlose oder Geistesgestörte mit euch tauschen wollen. Würmer nagen an euch rum. Das ist doch die totale Verletzung sämtlicher Bürgerrechte. Der Tod sollte gesetzlich verboten werden, aber dass Amnesty International mal eine Briefkampagne dagegen startet, davon hat man noch nichts gehört. Auch nicht, dass irgendwelche Rockstars sich zusammentun und Hit-singles rausbringen, deren Erlös verhindert, dass ICH mir mein Gesicht von Würmern wegfressen lassen muss.

Meine Mom würde euch erzählen, ich rede einfach zu viel, wenn der Tag lang ist. Meine Mom sagt: »Madison, tu nicht so altklug.« Sie sagt: »Du bist *tot*, also gib jetzt *bitte* Ruhe.«

Für meinen Dad ist es wahrscheinlich eine riesengroße Erleichterung, dass ich tot bin; ständig hat er gefürchtet, ich könnte schwanger werden. Mein Dad sagte immer: »Madison, der Mann, der dich einmal kriegt, hat alle Hände voll zu tun ...« Wenn mein Dad wüsste.

Als mein Goldfisch, Mister Wiggles, starb, spülten wir ihn im Klo runter. Als meine Katze, Tiger Stripe, starb, habe ich mit ihr dasselbe versucht, und dann mussten wir den Klempner holen. Es war sehr unappetitlich. Arme Tiger Stripe. Als ich starb ... ich erspare euch die Einzelheiten, es reicht zu wissen, dass mich in dem Bestattungsinstitut irgend so ein perverser Perversling nackt da liegen sah und mir das ganze Blut rausgepumpt und weiß der Himmel was für hirnrissige Ferkeleien mit meinem jungfräulichen dreizehnjährigen Körper angestellt hat. Ich mag ja altklug sein, aber der Tod ist so ziemlich der größte Witz aller Zeiten. All die Dauerwellen und Ballettstunden, die meine Mom für mich bezahlt hat, und dann leckt so ein abartiger Fettsack von Bestatter mit seiner schmierigen Zunge an mir rum.


Ich kann euch sagen, wenn man tot ist, muss man seine Ansprüche an Privatsphäre ganz schön zurückschrauben. Versteht ihr, ich bin nicht gestorben, weil ich zu faul zum Leben war. Ich bin nicht gestorben, weil ich meine Familie bestrafen wollte. Und egal wie sehr ich über meine Eltern schimpfe, kommt nicht auf die Idee, dass ich sie

hasse. Ja, eine Zeit lang habe ich rumgegangen und zugehört, wie meine Mom über ihrem Notebook hockte und mit Strg, Alt und L mein Zimmer in Rom verschloss, mein Zimmer in Athen, alle meine Zimmer rund um die Welt. Danach machte sie per Fernbedienung alle meine Vorhänge zu und stellte die Aircondition runter und aktivierte die elektrostatische Luftfilterung, damit sich bloß kein Staub auf meine Puppen und Kleider und Stofftiere senkte. Es ist völlig klar, dass meine Eltern mir mehr fehlen als ich ihnen, besonders wenn man bedenkt, dass sie mich nur dreizehn Jahre lang geliebt haben, während ich sie mein ganzes Leben lang geliebt habe. Verzeiht mir, dass ich nicht länger geblieben bin, aber ich will nicht tot sein und bloß anderen Leuten zusehen, während ich in Zimmern für eisige Luft Sorge und Lampen flackern lasse und Vorhänge auf- und zuziehe. Ich will nicht nur Voyeur sein.

Nein, fair ist das nicht, aber dass die Erde sich wie die Hölle anfühlt, liegt an unserer Erwartung, dass sie sich wie der Himmel anfühlen sollte. Die Erde ist die Erde. Tot ist tot. Das werdet ihr selbst noch früh genug erfahren. Wenn ihr euch aufregt, hilft das auch nicht weiter.

II.

Bist du da, Satan? Ich bin's, Madison. Bitte komm nicht auf die Idee, dass mir die Hölle nicht gefällt. Nein, wirklich, hier ist es prima. Tausendmal besser als ich dachte. Ganz ehrlich, man sieht, du hast dir sehr lange sehr viel Mühe gegeben mit den wogenden, schwappenden Ozeanen aus siedend heißer Kotze und dem pestilenzialischen Schwefelgestank und den Wolken fieser Kriebelmücken.

alls meine Version der Hölle keinen Eindruck auf euch macht, geht das auf meine Kappe. Was weiß ich denn schon? Beim Anblick der Vampirfledermäuse hier und der majestätischen Wasserfälle aus stinkender Scheiße würde sich jeder Erwachsene wahrscheinlich in die Hose machen. Bestimmt liegt es nur an mir, denn ich habe mir die Hölle schon immer vorgestellt wie eine heißere Version des klassischen Hollywood-Meisterwerks *Der Frühstücksschub*, bevölkert, wir erinnern uns, von einer hypergeselligen hübschen Cheerleaderin, einem rebellischen Kiffer, einem stupiden Footballspieler, einem schlaun Streber und einer menschenscheuen Irren, die an einem ansonsten ganz normalen Samstag in der Bücherei ihrer Highschool nachsitzen müssen, nur dass bei mir sämtliche Bücher und Stühle in hellen Flammen stehen.

Ja, ihr mögt schwul oder alt oder Mexikaner und am Leben sein und euch *deswegen* überlegen fühlen, aber

bedenkt bitte, ich habe das wirklich erlebt, ich bin eines Tages in der Hölle aufgewacht, und ihr müsst mir einfach glauben, wie das hier ist. Nein, fair ist das nicht, aber das Märchen von dem gleißend hellen Lichttunnel könnt ihr vergessen, und dass man hier von seinen schon lange toten Großeltern mit offenen Armen empfangen wird, stimmt auch nicht; andere Leute mögen von solchen Glückseligkeiten berichtet haben, aber ihr solltet bedenken, dass diese Leute zur Zeit noch am Leben sind oder jedenfalls lange genug gelebt haben, um von solchen Dingen zu berichten. Ich will sagen: Diese Leute hatten das Vergnügen, eine klar als solche bezeichnete »Nahtoderfahrung« zu machen. Ich hingegen bin tot, das Blut wurde mir rausgepumpt, und Würmer knabbern an mir rum. In meinen Augen macht mich das zu einer höheren Autorität. Andere Leute, wie der berühmte italienische Dichter Dante Alighieri, ich muss das leider so sagen, haben der Leserschaft bloß eine ziemlich dicke Portion schwülstiger Märchen vorgesetzt.

Wenn ihr meinen Bericht aus der Hölle also mit einem Schulterzucken abtun wollt, bitte, auf eigene Gefahr.

Es geht damit los, dass man auf einem Steinboden in einer ziemlich düsteren, schwer vergitterten Gefängniszelle aufwacht; und lasst euch gesagt sein – nichts anfassen! Die Gitterstäbe sind total verdreckt. Solltet ihr die Stäbe, die von Blut und schleimigem Schimmel triefen, zufällig doch anfassen, berührt bloß nicht euer Gesicht – oder eure Kleider – falls euch was daran liegt, bis zum Tag des Jüngsten Gerichts einen halbwegs netten Eindruck zu machen.

Und esst NICHT die Süßigkeiten, die überall auf dem Boden herumliegen.

Wie genau ich in die Unterwelt gekommen bin, bleibt ein wenig unklar. Ich erinnere mich an einen Chauffeur irgendwo am Straßenrand, er stand neben einem schwarzen Lincoln und hielt ein weißes Plakat mit meinem Namen hoch, MADISON SPENCER in krakeligen Großbuchstaben. Der Chauffeur – diese Leute sprechen nie Englisch – trug eine verspiegelte Sonnenbrille und eine Chauffeursmütze mit Schirm, sodass von seinem Gesicht nicht viel zu sehen war. Ich weiß noch, wie er mir die hintere Tür aufhielt, damit ich einsteigen konnte; dann kam eine lange Fahrt, und durch die abgedunkelten Fenster konnte ich kaum etwas erkennen, aber es war nicht viel anders als irgendeine der zigtausend Fahrten zwischen Flughäfen und Städten, die ich schon hinter mir hatte. Ob der Wagen mich in die Hölle gebracht hat, kann ich nicht beschwören, aber auf jeden Fall bin ich dann in dieser schmutzigen Zelle aufgewacht.

Wahrscheinlich hat mich ein Schrei geweckt; in der Hölle schreit immer irgendwer. Jeder, der mal von London nach Sydney geflogen ist und dabei neben oder in der Nähe von einem quengeligen Baby sitzen musste, weiß daher so ungefähr, wie es in der Hölle ist. Die vielen Fremden, das Gedrängel, die endlosen Stunden, die man mit Warten auf nichts und wieder nichts verbringt: wer das kennt, empfindet die Hölle wie ein einziges nostalgisches Déjà-vu. Besonders, wenn man im Flugzeug *Der englische Patient* gesehen hat. Wenn die Dämonen in der Hölle einen berühmten Hollywoodfilm ankündigen,

freut euch nicht zu sehr, denn es ist immer *Der englische Patient*. Oder *Das Piano*. Aber niemals *Der Frühstücksclub*.

Was den Gestank angeht, ist es in der Hölle nicht annähernd so schlimm wie in Neapel im Sommer während eines Streiks der Müllabfuhr.

Wenn ihr mich fragt, schreien die Leute in der Hölle nur, um ihre eigenen Stimme zu hören und zum Zeitvertreib. Nein wirklich, mir ist das zu simpel und einfallslos, sich über die Hölle zu beklagen. Wie häufig tut man Dinge im vollen Bewusstsein, dass sie schrecklich sein werden, dabei ziehen wir Genuss doch gerade aus dem Schrecklichen als solchem, also wenn man zum Beispiel im Internat die Tiefkühl-Hühnchenpastete isst oder am freien Abend der Köchin ein Tiefkühl-Salisbury-Steak. Oder wenn man überhaupt *irgend etwas* in Schottland isst. Ich wage die Behauptung, dass wir uns so etwas wie die Verfilmung von *Tal der Puppen* nur deshalb ansehen, weil uns das Schlechte als solches in seiner Vertrautheit einen gewissen Trost bietet.

Im Gegensatz dazu strengt sich *Der englische Patient* verzweifelt an, anspruchsvoll zu sein, schafft es aber nur, entsetzlich langweilig zu sein.

Verzeiht, wenn ich mich wiederhole: Dass die Erde sich wie die Hölle anfühlt, liegt an unserer Erwartung, dass sie sich wie der Himmel anfühlen sollte. Die Erde ist die Erde. Die Hölle ist die Hölle. Und jetzt Schluss mit dem Genörgel und Gejammer.

So gesehen ist es ziemlich klischeehaft und primitiv, wenn man in der Hölle ankommt und heult und mit den Zähnen klappert und sich die Kleider zerreißt, bloß weil

man plötzlich in ungeklärte Abwässer getunkt oder auf glühend heiße Rasierklingen geschmissen wird. Kreischen und um sich schlagen, das ist irgendwie so ... heuchlerisch. Als würde man ins Kino gehen, um *Jean Florette* zu sehen, und sich dann lauthals darüber beklagen, dass die Schauspieler alle Französisch sprechen. Oder wie die Leute, die nach Las Vegas fahren und sich gar nicht mehr einkriegen, wie geschmacklos es da ist. Was erwarten die? Auch Kasinos, die sich mit Kristallkronleuchtern und Buntglas einen Hauch von Eleganz zuzulegen versuchen, stehen voll mit Plastikspielautomaten, die mit ihren Flackerlichtern um Beachtung betteln. Leute, die in einer solchen Umgebung stöhnen und meckern, bilden sich womöglich ein, sie wären wer weiß wie konstruktiv, in Wirklichkeit nerven sie bloß.

Man kann es nicht oft genug wiederholen: Nicht die Süßigkeiten essen. Auch wenn ihr kaum in Versuchung geraten werdet, weil die auf dem schmutzigen Boden herumliegen UND weil es die Art von Süßigkeiten ist, die nicht mal fette Leute und Heroinsüchtige essen würden: Kandiszucker, steinharter Bazooka-Kaugummi, Sen-Sen-Dragees, Saltwater-Taffy-Bonbons, Black-Crows-Lakritze und Popcorn Balls.

Angesichts der Tatsache, dass ihr noch am Leben und Schwarze oder Juden oder sonstwas seid – schön für euch, esst nur weiter eure Vollkorn-Muffins –, bleibt euch nichts anderes übrig, als mir jedes Wort zu glauben, also hört zu und passt gut auf.

Links und rechts neben eurer Zelle erstrecken sich andere Zellen bis zum Horizont; in den meisten ist immer

nur einer, und die meisten dieser Leute schreien. Meine Augen flackern gerade erst auf, und schon höre ich eine Mädchenstimme: »Fass die Stäbe nicht an ...« In der Zelle neben meiner steht ein junges Mädchen und zeigt mir ihre Hände, spreizt die Finger, damit ich ihre dreckverschmierten Handflächen sehen kann. Die Hölle hat echt ein Riesenproblem mit Schimmel. Die ganze Unterwelt ist verseucht und befallen.

Ich möchte wetten, meine Nachbarin ist in der zehnten Klasse, denn ihre Hüften können schon einen Rock halten, und sie hat Brüste und nicht bloß Rüschen oder aufgebauschte Falten vorn an ihrer Bluse. Auch wenn die Luft voller Rauch ist und mir gelegentlich Vampirfledermäuse durchs Blickfeld flattern, kann ich erkennen, dass ihre Manolo-Blahnik-Schuhe Fälschungen sind, wie man sie für fünf Dollar unbesehen bei einer in Singapur ansässigen Piratenfirma übers Internet kauft. Falls ihr noch einen Rat verkraften könnt: Sterbt NICHT, wenn ihr gerade billige Schuhe anhabt. Die Hölle ist ... nun ja, was Schuhe betrifft, die Hölle; alles aus Plastik schmilzt, und wer will schon für den Rest der Ewigkeit barfuß über Glasscherben laufen. Wenn eure Zeit kommt, wenn euch die sprichwörtliche Stunde schlägt, denkt bloß daran, vernünftige Schlupfhalbschuhe mit flachem Absatz anzuziehen, und zwar dunkle, auf denen der Dreck nicht so zu sehen ist.

Das Mädchen in der Nachbarzelle fragt: »Wofür hat man dich verdammt?«

Ich rappel mich hoch, recke die Arme, klopfe mir den Staub von meinem Skort und antworte: »Fürs Grasrau-

chen, nehm ich an.« Eher aus Höflichkeit als aus echtem Interesse frage ich, welche Todsünde sie denn begangen hat.

Sie zuckt die Schultern, zeigt mit einem fleckigen verreckten Finger auf ihre Füße und sagt: »Weiße Schuhe nach dem Tag der Arbeit.« Ihre traurigen Schuhe – das falsche Leder ist weiß und längst zerkratzt, und gefälschte Manolo Blahniks kann man einfach nicht blank polieren.

»Schöne Schuhe«, lüge ich und starre ihre Füße an. »Sind das Manolo Blahniks?«

»Ja«, lügt sie zurück. »Haben ein Vermögen gekostet.«

Noch was über die Hölle ... Wenn ihr eine Frau fragt, warum sie für alle Ewigkeit verdammt ist, erzählt sie euch was von »bei Rot über die Straße gegangen« oder »schwarze Handtasche zu braunen Schuhen getragen« oder was in der Art. In der Hölle sollte man sich besser nicht darauf verlassen, dass die Leute großen Wert auf Ehrlichkeit legen. Dasselbe gilt für die Erde.

Das Mädchen in der Nachbarzelle sieht mich immer noch an, kommt einen Schritt näher und sagt: »Ey, du bist echt hübsch.«

Diese Feststellung entlarvt sie als absolute Toplügnerin, aber ich sage dazu gar nichts.

»Nein, ganz ehrlich«, sagt sie. »Du brauchst nur ein bisschen mehr Eyeliner und etwas Mascara.« Schon wühlt sie in ihrer Schultertasche – auch die ist weiß, eine Coach-Fälschung aus Plastik – und bringt Mascara und türkisen Avon-Lidschatten zum Vorschein. Sie winkt mich mit einer schmutzigen Hand heran, damit ich mein Gesicht zwischen die Gitterstäbe stecke.

Meiner Erfahrung nach sind die meisten Mädchen im Grunde ungeheuer klug. Bis sie dann Brüste bekommen. Ihr werdet sagen, dass ich befangen bin, oder einfach zu jung, aber mir scheint, mit dreizehn erreichen die Menschen ihre höchste Blüte an Intelligenz, Persönlichkeit und Courage. Sowohl Mädchen als auch Jungen. Ich will mich ja nicht rühmen, aber ich glaube wirklich, mit dreizehn ist man auf der einzig wahren Höhe seines Ichs angelangt – ich sage nur Pippi Langstrumpf, Pollyanna, Tom Sawyer und Dennis die Nervensäge –, bis Hormone das Kommando übernehmen und unerbittliche Gendererwartungen alles kompliziert machen. Kaum haben Mädchen ihre erste Menstruation oder Jungen ihren ersten feuchten Traum, ist ihr Scharfsinn und ihr Talent mit einem Schlag vergessen. Um noch einmal meinen Geschichtsunterricht zu bemühen: Mit der Pubertät treten Zustände ein wie in der dunklen Epoche zwischen der klassischen Antike und der italienischen Renaissance, könnte man sagen. Mädchen kriegen Titten und vergessen, wie klug und mutig sie einmal waren. Auch Jungen haben ihre eigene Art von Intelligenz und Humor, aber kaum kriegen sie ihre erste Erektion, verlieren sie den Verstand und laufen die nächsten sechzig Jahre als komplett Schwachsinnige durch die Welt. Für beide Geschlechter ist die Pubertät so etwas wie eine Eiszeit der Dummheit.

Ja doch, ich kenne das Wort *Gender*. Ihr Götter! Ich mag moppelig und flachbrüstig und kurzsichtig und tot sein, aber ich bin NICHT schwachsinnig.

Ja, und ich weiß, wenn ein supersexy älteres Mädchen mit Hüften und Brüsten und schönem Haar dir die Brille

abnimmt, um dir Smoky Eyes zu machen, dann will sie dich bloß für einen Schönheitswettbewerb anmelden, den sie schon gewonnen hat. Eine armselige, herablassende Geste, wie wenn reiche Leute arme Leute fragen, wo sie den Sommer verbringen. Für mich klingt das nach krassem unsensiblen Chauvinismus à la Marie »Sollen sie doch Kuchen essen« Antoinette.

Oder aber das attraktive ältere Mädchen ist lesbisch. Wie auch immer, ich halte ihr mein Gesicht nicht hin, da kann sie ihr verkleistertes Mascara-Bürstchen noch so sehr vor meiner Nase rumschwenken, wie eine Fee ihren Zauberstab, mit dem sie mich in ein sexy Aschenputtel verwandeln will. Ehrlich gesagt, immer wenn ich den klassischen John-Hughes-Film *Der Frühstücksklub* sehe und Molly Ringwald mit der armen Ally Sheedy in die Mädchentoilette geht und dann wieder mit ihr rauskommt und Ally dieses grässliche Achtzigerjahre-Rouge unter den Wangenknochen und die Haare mit diesem schnöseligen Band zurückgebunden und die Lippen in diesem altmodischen *Rotrot* geschminkt hat wie eine billige Porzellanpuppenversion von Ringwalds nuttiger *Vogue*-Konformität, die arme Ally, der lebendige Abklatsch eines Patrick-Nagel-Posters, dann schreie ich jedesmal den Fernseher an: »Lauf, Ally!« Echt, ich schreie: »Wasch dir das Gesicht, Ally, und *hau da ab!*«

Statt mein Gesicht hinzuhalten, sage ich: »Lieber nicht, erst wenn mein Ausschlag etwas abgeheilt ist.«

Jetzt zuckt der magische Mascarastab weg. Die Avon-Lidschatten und Lippenstifte rappeln in die gefälschte Coach-Tasche zurück, während sie mich anblinzelt und

mein Gesicht nach rot entzündeten schuppigen Stellen und offenen Wunden absucht.

Meine Mom würde sagen: »Jedes neue Hausmädchen will deine Unterwäsche anders falten.« Soll heißen: Man muss immer auf der Hut sein und darf sich nicht herum-schubsen lassen.

Unsere beiden Zellen sind mit weiteren verbunden; manche sind leer, manche besetzt: der Footballspieler, der rebellische Kiffer, der schlaue Streber und die Irre, zweifellos müssen sie alle hier in alle Ewigkeit nachsitzen.

Nein, fair ist das nicht, aber wie es aussieht, werde ich noch Jahrhunderte in dieser Zelle verbringen und so tun, als hätte ich Schuppenflechte, während Heuchler sich lautstark über die Feuchtigkeit und den Gestank beschweren und meine nuttige Nachbarin sich hinhouckt, um ihre billigen weißen Plastikschuhe mit Spucke und einem zerknüllten Kleenex auf Hochglanz zu bringen. Sogar durch den dicken Mief aus Scheiße und Rauch und Schwefel hindurch kann man ihr Billigparfüm riechen, eine Aromamixtur aus Kaugummi und Limonadenpulver. Ehrlich gesagt, da würde ich lieber Scheiße riechen, aber wer kann schon Millionen Jahre und länger die Luft anhalten? Also sage ich nur so aus Höflichkeit: »Trotzdem danke, dass du mich verschönern wolltest.« Aus reiner Freundlichkeit zwingt mich zu einem Lächeln und sage: »Ich heiße Madison.«

Worauf das Mädchen sich an die Gitterstäbe drückt, die uns trennen. Brüste und Hüften und Stöckelschuhe, eindeutig und erbärmlich dankbar für meine Gesellschaft, zeigt sie mir grinsend ihren massenproduzierten, mit Ke-

ramik überkronten Schneidezahn. In ihren gepiercten Ohrläppchen trägt sie Diamantringe, genau wie Claire Standish, bloß sind ihre ordinär groß und aus glitzern-dem Zirkonium. Sie sagt: »Ich heiße Babette«, lässt das Kleenex fallen und steckt eine schmutzige Hand zwischen den Stäben durch, die ich ihr schütteln soll.

III.

Bist du da, Satan? Ich bin's, Madison. Sei bitte nicht beleidigt, Satan, aber meine Eltern haben mich in dem Glauben erzogen, dass es dich nicht gibt. Sie haben gesagt, du und Gott, ihr seid Ausgeburten der abergläubischen rückständigen Erbsenhirne von Provinzpredigern und republikanischen Heuchlern.



Meine Eltern behaupten, so etwas wie die Hölle gibt es nicht. Fragt man sie danach, antworten sie wahrscheinlich, ich sei jetzt wiedergeboren, als Schmetterling oder Stammzelle oder Taube. Meine Eltern haben auch gesagt, wie wichtig es für mich sei, sie nackt rumlaufen zu sehen, weil ich mich sonst zu einem perversen Perversling entwickeln würde. Sie sagen, es gibt auch keine Sünde, sondern nur unkluge Entscheidungen. Mangelhafte Triebbeherrschung. Nichts sei böse. Alle Vorstellungen von Recht und Unrecht sind ihnen zufolge bloß kulturelle Konstrukte, abhängig von Zeit und Ort. Sie sagen, wenn überhaupt etwas uns dazu bringen sollte, unser Verhalten zu ändern, dann unsere Loyalität zu einem Gesellschaftsvertrag, und keineswegs irgendeine nebulöse, von außen kommende Drohung mit Höllestrafen. Nichts ist böse, erklären sie hartnäckig, auch Serienkillern stehen Kabelfernsehen und Therapie zu, weil auch Massenmörder gelitten haben.

Im Geiste des klassischen John-Hughes-Films *Der Frühstücksklub* habe ich einen Aufsatz angefangen, genau

wie diese Nachsitzer in der Shermer-Highschool, die ein-tausend Wörter schreiben sollten zum Thema »wie sie sich selbst sehen«.

Ja, ich kenne das Wort *Konstrukt*. Versetzt euch mal in meine Slipper: Ich bin in eine vergitterte Zelle in der Hölle eingeschlossen, dreizehn Jahre alt und dazu verdammt, in alle Ewigkeit dreizehn zu bleiben, aber mein Ichbewusstsein habe ich nicht komplett verloren.

Noch schlimmer ist, wie meine Mom im Zuge der Werbung für ihren neuesten Film diesen ganzen Gää-Erdmutter-Schwachsinn in *Vanity Fair* erzählt hat. Die Zeitschrift brachte ein Foto von ihr, wie sie am roten Oscar-Teppich ankam, zusammen mit meinem Dad in einem schicken Elektroauto, während sie in Wirklichkeit, wenn keiner hinsieht, nur mit einem gecharterten Gulfstream-Jet unterwegs sind, auch wenn sie bloß ihre Sachen von der Reinigung abholen, wobei sie die allerdings in Frankreich reinigen lassen. Dieser Film – sie wurde für die Rolle einer Nonne nominiert, die aus Frust über ihr unerfülltes Leben ihr Gelübde bricht und sich der Prostitution und dem Heroin ergibt und schließlich nach ein paar Abtreibungen eine eigene, äußerst beliebte Talkshow bekommt und Richard Gere heiratet. Insgesamt null Leute haben den Film im Kino gesehen, aber die Kritiker haben sich vor Begeisterung überschlagen. Kritiker und Filmrezensenten verlassen sich hundertprozentig darauf, dass es keine Hölle gibt.

Ich schätze, was für mich *Der Frühstücksschub* ist, ist für meine Mom Virginia Woolf. Echt, sie musste Xanax nehmen, nur um *Mrs. Dalloway* zu lesen, und trotzdem hat sie fast ein Jahr lang geweint.

In *Vanity Fair* sagte meine Mom, das einzig wahre Böse sei, wie die großen Ölgesellschaften die globale Erwärmung als Vorwand benutzen, unschuldige Eisbärenbabys jetzt erst recht auszurotten. Aber schlimmer war das hier: »Meine Tochter Madison und ich hatten jahrelang mit ihrer tragischen Fettsucht zu kämpfen.« Ja, ich weiß, was *passiv-aggressiv* bedeutet.

Andere Kinder gingen zur Sonntagsschule. Ich ging ins Umwelt-Camp. Auf Fidschi. Andere Mädchen lernten die Zehn Gebote auswendig. Ich lernte meine CO₂-Bilanz zu reduzieren. In unserem Kunst-der-Ureinwohner-Workshop *auf Fidschi* haben wir aus zertifizierten, organisch angebauten, nachhaltig geernteten, fair gehandelten Palmwedeln irgendwelche scheußlichen Geldbörsen geflochten, die wir sofort weggeschmissen haben. Das Umwelt-Camp kostete etwa eine Million Dollar, trotzdem mussten wir zum Hinternabwischen alle denselben verdreckten Bambusstock benutzen. Statt Weihnachten hatten wir den Tag der Erde. Meine Mom sagte, wenn es eine Hölle gäbe, käme man da hin, weil man Pelzmäntel getragen oder eine Haarspülung benutzt habe, die von geflohenen Naziwissenschaftlern in Frankreich an kleinen Häschen getestet worden seien. Mein Dad sagte, wenn es einen Teufel gäbe, dann wäre das Ann Coulter. Meine Mom sagt, wenn es eine Tod-sünde gebe, dann Styropor. Meistens trugen sie mir solche ökologischen Lehrsätze vor, während sie bei aufgezogenen Vorhängen nackt im Haus herumliefen, damit ich nicht eines Tages zu einer kleinen Hurlinde van der Nuttenberg werde.

Manchmal war der Teufel die Tabakindustrie. Manchmal die japanische Treibnetzfisherei.

Schlimmer noch, wir haben uns nicht etwa von sanften Pazifikströmungen an Bord eines Sampans zu diesem Umwelt-Camp treiben lassen. Nein, jedes einzelne Kind kam in einem eigenen Privatjet dorthin, wobei Trilliarden Liter fossiler Brennstoffe aus Dinosauriersaft verbrannt wurden, wie sie auf diesem Planeten niemals mehr entstehen werden. Jedes einzelne Kind kam auf dem Luftweg; verproviantiert mit seinem oder ihrem Körpergewicht in organischen Feigenriegeln und zollfreien Joghurt-Snacks, alles eingeschweißt in Wegwerfverpackungen aus garantiert niemals biologisch abbaubarer PET-Folie, jagten alle diese heimwehkranken Kinder mitsamt Zwischenmahlzeitkalorien und Videospiegelgeräten schneller als der Schall auf Fidschi zu.

Und was hat es genützt... Seht mich an: Gestorben an einer Überdosis Marihuana und zu ewigen Höllenqualen verdammt, kratze ich mir die Wangen wund, um meine Zellennachbarin davon zu überzeugen, dass ich an übertragbarer Schuppenflechte leide. Umgeben von Millionen und Abermillionen muffiger Popcorn Balls. Positiv ist zu vermerken, dass man in der Hölle nicht mehr an ein körperliches Ich gebunden ist, was für feinfühlig Gemüter ein echter Segen sein kann. Genauer gesagt, hier entfällt das ewige lästige Befüllen und Reinigen und Entleeren der diversen Löcher, die zur Aufrechterhaltung von Körperfunktionen erforderlich sind. Wenn ihr in die Hölle kommt, werdet ihr in eurer Zelle weder ein Klo noch Wasser noch ein Bett vorfinden, und das alles wird euch auch

nicht fehlen. Niemand schläft hier, außer vielleicht zum Selbstschutz oder als Rache, weil zur Strafverschärfung wieder einmal *Der englische Patient* gezeigt wird.

Meine Eltern haben es bestimmt gut gemeint, aber das schafft auch nicht die Tatsache aus der Welt, dass ich jetzt in einem rostigen Eisenkäfig sitze, mit großartiger Aussicht auf einen tosenden Wasserfall aus Exkrementen – echte Scheiße, nicht bloß *Der englische Patient* – NICHT dass ich mich beklage. Glaubt mir, das Letzte, was die Hölle »Eulen nach Athen«-mäßig nötig hat, sind Leute, die klagen.

Ja, ich kenne das Wort *Exkrement*. Ich bin gefangen und frustriert, nicht hirngeschädigt.

Und es waren meine Eltern, die mir gesagt haben, ich soll mich ruhig ein bisschen austoben und mit Partydrogen experimentieren.

Nein, fair ist das nicht, aber so ziemlich das Schlimmste, was sie mir mit auf den Weg gegeben haben, war Hoffnung. Man braucht nur Bäume zu pflanzen und Müll zu trennen, sagten sie, dann wird das Leben eines Tages schon gut. Man muss nur die organischen Abfälle kompostieren und sich Solarzellen aufs Dach bauen lassen, dann hat man keine Sorgen mehr. Erneuerbare Windenergie. Biodiesel. Wale. In so etwas haben meine Eltern unsere spirituelle Erlösung gesehen. Wenn wir sahen, wie eine Quadrillion Katholiken irgendeine Gipsstatue mit Weihrauch einräucherten oder eine Zillion Muslime sich in Richtung New York City auf die Knie warfen, pflegte mein Dad zu sagen: »Diese armen ahnungslosen Idioten...«

Nichts dagegen einzuwenden, dass meine Eltern sich als profane Humanisten gebärden und mit ihren eigenen ewigen Seelen zocken; aber ganz und gar nicht gut finde ich, dass sie auch mit meiner gezockt haben, mit was für einer selbstgerechten Arroganz sie ihre Einsätze gemacht haben. Und verloren habe am Ende ich.

Wenn im Fernsehen irgendwelche Baptisten vor einer Arztpraxis auf Stöcke gespießte und von künstlichem Ketchup-Blut triefende Babypuppen herumschwenkten, schloss ich nicht automatisch daraus, dass alle Religionen total hirnerbrannt Schwachsinn waren. Im Gegensatz dazu predigte mein Vater ständig, ich müsse nur genug Ballaststoffe essen und alle Plastikflaschen mit Hals zum Recyclen bringen, dann ginge es mir gut. Wenn ich nach Himmel oder Hölle fragte, gab meine Mom mir Xanax.

Und jetzt – man stelle sich bitte vor – warte ich darauf, dass mir jemand die Zunge rausreißt, um sie mit Speck und Knoblauch zu braten. Vermutlich werden Dämonen ihre Zigarren in meinen Achselhöhlen ausdrücken.

Versteht mich nicht falsch. So schrecklich ist es in der Hölle nicht, jedenfalls nicht im Vergleich zu dem Umwelt-Camp, und vor allem nicht im Vergleich zur Highschool. Haltet mich für zynisch, aber ich kenne kaum etwas Schrecklicheres, als sich die Beine mit Wachs epilieren oder sich in irgendeinem Studio ein Nabelpiercing verpassen zu lassen. Oder Bulimie. Und ich bin nicht gerade eine total essgestörte Schlampe.

Am meisten quält mich immer noch die Hoffnung. In der Hölle ist Hoffnung eine ganz, ganz schlechte Angewohnheit, ähnlich wie Rauchen oder Nägelkauen. Hoff-

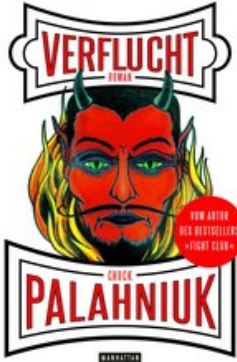
nung ist was sehr Widerspenstiges. Eine Sucht, die man bekämpfen muss.

Ja, ich kenne das Wort *widerspenstig*. Ich bin dreizehn und desillusioniert und ein bisschen einsam, aber nicht einfältig.

Ich kann mich noch so sehr dagegen wehren, aber ich hoffe immer noch auf meine erste Menstruation. Ich hoffe immer noch, dass ich so dicke Titten bekomme wie Babette in der Zelle nebenan. Oder in meiner Hosentasche noch eine Xanax finde. Ich drücke mir den Daumen, dass ich, wenn ein Dämon mich in ein Fass kochender Lava taucht, wenigstens nackt mit River Phoenix dort lande, und dass er mich süß findet und versucht mir einen Kuss zu geben.

Das Problem ist: In der Hölle gibt es keine Hoffnung.

»Wie sehe ich mich selbst?« In tausend Worten... Ich habe keine Ahnung, aber als Erstes werde ich alle Hoffnung fahren lassen. Bitte hilf mir, Satan. Das würde mich sehr glücklich machen. Hilf mir, von der Sucht nach Hoffnung wegzukommen. Danke.



Chuck Palahniuk

Verflucht

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-54706-7

Manhattan

Erscheinungstermin: September 2013

»Hallo, Mr. Satan, hier spricht Madison.« Das sind Madisons erste Worte in ihrem neuen Zuhause – der Hölle. Wie sie dahin gekommen ist? Ihre Eltern sind nicht ganz unschuldig daran. Ihre Mutter, eine selbstverliebte Schauspielerin, und ihr Vater, ein geldverliebter Millionär, lassen ihre Tochter über Weihnachten in einem Schweizer Internat zurück, während sie selbst weitere Waisen adoptieren. Madison katapultiert sich derweil mittels einer Überdosis Marihuana ins Jenseits. Dort trifft sie unter anderem auf einen Cheerleader, eine Sportskanone, einen Außenseiter und einen Punk. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg, Satan zur Rede zu stellen, aber so leicht können sie der Hölle nicht entkommen ...